

Nokr M 0002

Vorf. Dr. med. E. Kamm Müller-Schürch Bern

Otto Markwart



Separatabdruck aus dem „Berner Tagblatt“
1919

Otto Markwart





Am 18. Mai verschied in Zürich der Professor der Geschichte am kantonalen Gymnasium, Otto Markwart. Mit ihm verschwindet eine markante Persönlichkeit, ein Lehrer von Gottes Gnaden, dessen fast dreißigjährige Wirksamkeit Wesentliches zur geistigen Physiognomie des intellektuellen Zürich beitrug. Um ihn trauern seine Schüler und Freunde, trauern alle diejenigen, denen ein hervorragender Lehrer und Mensch werthvolles Kulturgut ist. Das zürcherische Gymnasium hat wieder eine der glänzenden Gestalten verloren, die sein Stolz waren. Ende der neunziger Jahre starb Gustav Schöch, seinen Schülern als der Käferschöch in treuer Erinnerung; ein stiller, bescheidener Mann, unermüdlich bestrebt, seine junge Schar in die Naturwissenschaft einzuführen, deren Aufgabe in den Gymnasien ihm darin zu liegen schien, den Schüler die Natur in ihrer Fülle und ihren Besonderheiten sehen zu lehren. Schöch begnügte sich damit, durch Beobachten-Lehren die Schüler zu eigenem Forschen anzuregen; wer nach theoretischer Vertiefung des Beobachteten lechzte, würde den Weg dazu schon finden. Er durfte mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, daß viele ehemalige Schüler, deren Arbeitsgebiet das seinige nicht berührte, ihn noch nach Jahren durch Zusendung von sorgfältig präpariertem Material erfreuten; sie halfen ihm so seine bedeutende Sammlung von Cetoniden schaffen. — Vor ungefähr 14 Jahren wurde Heinrich Moß zur letzten Ruhe gebettet. Papa Moß, der seine Denker und Analytiker, der begeisternde Interpret der deutschen Literatur — seine Lessing- und Goethe-Interpretationen bleiben uns allen unvergeßlich. Durch reichliche Verwendung der fremdsprachlichen Literatur lehrte er uns die Hauptwerke der Kulturvölker kennen. Mit Papa Moß eng befreundet, lehrte Otto Markwart, wie wir ihn nannten Markus — ungleich dem ältern Freunde, in seiner Eigenart ihm ebenbürtig; jeder die notwendige Ergänzung des andern neben dem Analytiker lessingscher Denkungsart der Syntetiker. Als es galt, für immer Abschied von Moß zu

nehmen, hinderte das Leiden, das jetzt Markwart brach, seiner Freundespflicht zu genügen; er hat in der Folge Moß ein biographisches Denkmal geschaffen und einen Vortrag von Moß über Manzoni ediert. Und nun sank auch Markwart ins Grab.

I.

Otto Markwarts Biographie ist bald erzählt. Er wurde am 3. März 1861 in Waldenburg geboren. Nach dem Studium der Geschichte an den Universitäten Zürich, Genf und Basel, das er 1885 beendigte, wirkte er einige Zeit als Journalist in Zürich und Paris; in Paris verkehrte er im Hause von Clemenceau. Markwart schrieb einige Zeit Theaterberichte; im Hinblick auf diese Zeit meinte er anlässlich der Streitigkeiten des heute fast vergessenen Elmar Rusch mit einigen Mitgliedern der Zürcher Bühne, die Stellung des Kunstzeitsenten sei diejenige, das Publikum zum Genießen der Kunstwerke anzuleiten und dort, wo Tadel nötig sei, ihn so auszusprechen, daß er den Kritisierten fördere, das Urtheil des Genießenden schärfe, keinesfalls aber durch Herunterreißen die Banausen fördere und dem Künstler den Mut zu weiterem Schaffen nehme. Markwart hat es so gehalten, und noch nach Jahren erfreute ihn Anerkennung seitens einzelner Künstler. Im Theaterkritiker war der Lehrer wach geworden. — Nach kurzer Tätigkeit im Toggenburg — ich glaube es war an der Schule von Wattwil — kam er 1889 ans Gymnasium in Zürich und hatte damit den Boden gefunden, auf dem er wirken konnte.

Markwarts Vater war ebenfalls Lehrer gewesen, zuerst in Waldenburg, dann in Bettingen am Seminar; die letzten Jahre verbrachte er beim Sohne in Zürich. Das Verhältnis war ein sehr nahes; der Tod des Vaters hat Markwart schwer erschüttert. Sein Bild bleibt in unserer Erinnerung als das eines freundlichen Greises mit rosigem Wangen und silbernem Vollbart. Markwarts Mutter starb früh; in seiner Stiefmutter erhielt er eine treue Seele, die, so lange sie konnte — sie starb vor wenigen Jahren als eine hohe Achtzigerin — ihren Otto getreulich behütete. Als den scheinbar Robusten die schwere Krankheit anpakte, war es ein rührendes Bild, die Greisin sich um den Kranken sorgen und mühen zu sehen. Allen Schülern und Freunden bleibt die originelle, humorvolle Frau unvergesslich, wie sie jeden sorgfältig musterte, ob sie ihn wohl einlassen dürfe. Diese Treue wurde herzlich erwidert, und der Stief-

sohn hegte und pflegte seine Mutter; als sie die müden Augen schloß, war es ihm ein niederschmetterndes Erlebnis. Düstere Ahnungen bewegten den selbst oft Leidenden, und mehrfach äußerte er im Hinblick auf seine Burckhardt-Biographie, er fürchte das Werk nicht mehr schaffen zu können; ja, wenn er die Mutter noch hätte! Und immer wieder beschäftigte ihn, was sie ihm wohl habe sagen wollen, ehe sie verschied; sie habe noch die Lippen bewegt, er habe nicht verstehen können . . .

Wenn man von Otto Markwarts Eltern spricht, darf man Jakob Burckhardt, seinen zweiten Vater nicht vergessen. Burckhardt-Erinnerungen waren sein köstlichster Besitz, und als ihm die Aufgabe ward, seine Biographie zu schreiben, bedeutete es ihm höchste Freude, wobei er aber — der bescheidene Mann — oft bange fragte, ob er wohl der Aufgabe gewachsen sei, das lebensvolle Porträt des Einzigen, Unvergesslichen zu schaffen.

Das sind die Persönlichkeiten, die bestimmend auf Markwart, den Menschen und Lehrer wirkten. Wie sein Lehrer Burckhardt, so fand auch Markwart in der Erfüllung des Lehrberufes höchstes Glück; literarischen Erfolgen jagte er nicht nach. Außer der Dissertation über den Geschichtsschreiber Wilibald Pirtheimer publizierte er eine Baugeschichte des Klosters Muri, die Biographie seines Lehrers Grob, diejenige von Moß, eine Geschichte des zürcherischen Gymnasiums — auf die kurzen meisterhaften Charakteristiken abgediegener Kollegen sei besonders hingewiesen —; einige Vorträge sind da und dort erschienen, so über Böcklin, Burckhardt, das Problem des Traumes, die Erteilung von kunstgeschichtlichem Unterricht, und endlich wollte und sollte er die Biographie Burckhardts verfassen — das Werk ist ein Torso geblieben. Unsere Hoffnung ist, daß derjenige, der es vollendet, die gebotene Pietät walten lasse, für die Partien, die Markwart noch schaffen konnte.

II.

Markwart stammte aus Thüringen. Er ist Thüringer geblieben und hielt es nicht für notwendig, sich naturalisieren zu lassen. Durch Denkungs- und Empfindungsart war er einer der unsern; ein Demokrat, wie irgendeiner, und zwar ein aufrechter. Wir haben es nie begriffen, daß die Stadt Zürich nicht das Bedürfnis hatte, sich selbst zu ehren durch Erteilung des Bürgerrechtes von sich aus an denjenigen Mann, der mit andern zusammen in ihrem geistigen Leben so Bedeut-

James leistete und Wesentliches beitrug, es zu bestimmen. Markwart ist ein Beispiel dafür, wie aus dem Reich uns Wertvolles zukommen kann, das sich nicht nur anpaßt, sondern durch seine Art, sich anzupassen, ein Höheres schafft.

III.

Eine hervortretende Eigenschaft — darin Burckhardt ähnlich — war die überaus einfache Lebensführung des Verstorbenen. Schlicht und einfach war sein Tisch, seine Behausung, reichhaltig aber seine Bibliothek und seine Photographiensammlung. Die Begrenztheit der wirtschaftlichen Existenz eines Gymnasialprofessors gibt keine Erklärung hiefür. Die Einfachheit der Lebensführung erscheint bei Markwart wie bei Burckhardt als etwas ethisch Wertvolles: sie war der Wille, sich unabhängig, sich frei zu halten, jeglicher Konvention zu entgehen, ganz sich selbst sein zu dürfen. Und das war er auch im vollsten Sinne des Wortes. Er ging seine eigenen Wege. Sein Denken überraschte immer wieder durch den Mut, bis zu Ende zu denken und das Erdachte auszusprechen ohne Rücksicht auf Opportunität. Ja, die Opportunität, diesen mühelosen Weg zum Erfolg, die haßte er mit der ganzen Leidenschaft seines Temperamentes, und er konnte scharfe Worte finden für den Opportunisten. Offenheit und Unerblichkeit haben Markwart allerdings auch Gegnerschaft und Berenkennung eingebracht; er wußte sie zu tragen, er wollte nicht der Allerweltsvetter sein. So wurde er eine typische Erscheinung, die sich jedem einprägte, er mochte sich wie immer zu ihm stellen.

Wir sehen ihn noch vor uns, wie er durch die Badenerstraße hinaufmarschierte, schwarze Hose, graues Röckli, Schlapphut, in der einen Hand ein kurzes Rohrstöckli energisch, fast hiebartig schwingend, unter dem linken Arm ein Pack Bücher oder eine Mappe voll Photographien. Geraucht hat er nie, die „Stinknägel“ konnte er nicht leiden. Wem von den zürcherischen Kantonschülern bleibt diese Gestalt nicht stets vor Augen? So fest wie diejenige von Papa Moß mit der Rose in der Hand!

Wenn Markwart so dahin marschierte, dann folgte ihm gewöhnlich ein Schwarm von Schülern. Eine frohe Gesellschaft und der froheste der Herr Professor, der so gar nichts vom Professor an sich hatte, der einen in respektvoller Distanz hielt. Markwart ließ seine Jungens zu sich herankommen, und in freiem Geplauder kam man sich näher, lernte man sich verstehen. Aber nicht

nur das. Was erfuhr man alles über Land und Leute in Italien, über Homer, Dante und Zola und, was manchem sorgenbeschwerten Gymnasiastenherzen oft sehr wohl tat, über die Stimmung im hohen Räte des Lehrerkonventes, wenn die Zeugnisse, Promotionen oder die Maturität vor der Tür standen. Wie manchem hat er da, ohne indiskret zu sein, wieder Mut und Frohsinn ins Herz gesät; wie oft fand er in solchen Unterredungen den Weg, dem bekümmerten Jüngling vor dem Rat der Olympier ein guter Fürsprecher zu sein. Wie vielen Dank hat er sich so erworben.

Aber nicht nur auf dem Schulweg war Markwart zu haben, auch in sein Studierzimmer ließ er uns eintreten. Das große einfache Zimmer mit den vielen, vielen Büchern und Photographien, es wurde durch den Regenten dieses Reiches mit Leben erfüllt, und was für ein Leben war es! Da spendete Markwart erst recht aus der Fülle seiner Kenntnisse, seines guten Herzens, und nie verließ man ihn, ohne bereichert zu sein an idealen Werten. Da stand ihm alles zur Verfügung; sein Gedächtnis, seine Bilder; das Leben quoll, und die Welt wurde so schön, so weit an Herrlichkeiten, die für alle Zeiten es bleiben werden. Wenn ich an jene im zweiten Stockwerk der Flora-Apotheke in Außersihl und nachher an die im dritten Stockwerk an der Selnaustraße verlebten Stunden denke, da überkommt mich Heimweh nach einer schönen, so reichen Zeit; da preßt der Schmerz um den teuren Toten noch mehr das Herz, und in die Ewigkeit möchte ich ihm nachrufen: „Hab Dank, du Lieber, du Guter.“

In diesen gemüthlichen Stunden gab Markwart etwas, was im Unterricht in dieser Weise nicht ausführbar war; er lehrte eigenes Bearbeiten eines Gegenstandes, zeigte, wie man sich zuerst prüfen müsse, ob man die Voraussetzungen erfülle, es zu tun, welche Wege man gehen müsse. Es handelte sich einmal um einen Vortrag im Deutschunterricht; jeder konnte sein Thema frei wählen. Ich hatte damals just die Architekturen Schinkels kennen gelernt und wollte in der Begeisterung über diesen Mann sprechen, sein Werk und seine Einflüsse auf das baukünstlerische Schaffen der folgenden Jahrzehnte; ich glaubte schon recht viel Material beisammen und mir auch eine Meinung gebildet zu haben. Der Vortrag wurde mit Markwart besprochen und wir arbeiteten zusammen die Materie durch, dabei führte er das, was ich oben andeutete, aus: ich sah ein, daß noch recht viel fehlte, um das Geplante durchzuführen, so viel, daß der Schluß selbst gezogen werden mußte: es

reicht nicht, das Umschreiben der Determinierung der Geistesart Schinkels erfordert Studien und Kenntnisse, die sich innerhalb einiger Wochen nicht erobern ließen. Was nun? Markwart riet über den 14. Juli 1789 einen Vortrag zu halten, und gab mir die wesentliche Literatur mit; nach den Sommerferien würden wir wieder drüber sprechen. Ich las nun das Buch von Häuffer, das von Oncken, einen Teil der Einleitungsbände zu Laine, *les origines de la France contemporaine*, einige Bände mit Aktensammlungen.

Aber nicht nur solche kleine Nöten führten uns zum Markus. Die Fragen der Berufswahl, die Zweifel, welche die Konfirmationszeit bei vielen auslöst, wurden ihm vorgelegt. Was da Markwart leistete, ist ganz unglaublich. Welche Mühe gab er sich, in die Tiefen der sich öffnenden Jünglingsseele einzudringen, und wie plagte er sich, die Motivierung der Ansichten zu erkennen, den Jüngling dahin zu führen, daß er klar sah, was er wollte und glauben durfte zu können; es galt Markwart dabei, die Leute darauf aufmerksam zu machen, daß bei der Frage der Berufswahl wie in den andern großen Lebensfragen es in erster Linie darauf ankomme, dasjenige zu finden, was der eigenen Persönlichkeit entspreche, gemüthlich und intellektuell, erst im spätern wären die finanziellen Erwägungen am Plage. Leben war eben für Markus nicht gleichbedeutend mit Geldverdienen.

Schüler, deren Unterricht zwischen sechs bis acht Lehrern geteilt ist, können sich nicht mit allen gut stellen; es gab da mancherlei Konflikte. Markwart wurde wieder der Berater. In einem solchen Falle machte er den klagenden Schüler darauf aufmerksam, was das für einen Mann bedeute, der, für anderes veranlagt und dafür begeistert, tagtäglich, Jahr aus und ein dieselben langweiligen Pensa vortragen müsse und das, wofür sein Herz glühe, nur in seltenen Mußestunden erfüllen könne; der Lehrer habe auch ein Recht, vom Schüler verstanden zu werden; das wirkte und war überdies eine Lektion fürs Leben.

Daß man diesem Manne die Treue fürs Leben bewahrte, versteht sich. Wie mancher von uns hat ihm als einem der ersten davon Mitteilung gemacht, daß er sich verlobt habe. Und wie hat er sich, der selbst Junggeselle war, für die Wahl seines jungen Freundes interessiert und wie freute er sich herzlich, wenn die Brautvisite stattfand. Da mußte dann auch die alte Mutter kommen, und man freute sich zu viert. Begegnete man nachher dem treuen väterlichen Freunde, da kam die eigentliche Gratulation und dazu machte

er einem aufmerksam auf die Eigenart der Braut, so wie sie ihm erschien, und mit schalkhaftem Lachen gab er gute Räte.

IV.

Markwart war auch ein Tierfreund und seine Freunde wissen, wie viel sein Vater galt. Sein mächtiger Peter, der noch an der Badenerstraße sein Leben lassen mußte, ist uns in Erinnerung. Güte zum Tier verlangte er von einem jeden, und gegen Tierquäler konnte er grob werden. Daß die Italiener, wie kaum ein zweites Volk, ihre Tiere schinden, war ihm, dem begeisterten Kenner von Land und Leuten ein Anlaß zu Ueberlegungen über die Beziehungen der Kultur zur Natur; Tierquälerei und Raubbau in den Wäldern sind ja gewöhnlich bei ein und demselben Volke zu finden. Viktor Widmann schätzte er und vergaß niemals darauf hinzuweisen, wie viel der Mann erreicht habe im Kampfe gegen die Tierschinder.

V.

Und dieser Mann war Lehrer. Von seinem Unterricht ist nun zu reden. Markwart gab einige Zeit nicht nur Geschichtsunterricht, sondern auch Geographiestunden. Die Erdkunde lag ihm nicht, aber er wußte so viel Eigenes zu bieten, daß auch diese Stunden kurzweilig waren und, was mehr ist, viele Anregung boten. Markwart verleugnete auch in der Geographiestunde den Kultur- und Kunsthistoriker nicht. Die Geographie umfaßte schon vor bald dreißig Jahren nicht nur die Aufzählung der Landesformen nach ihrer politischen Begrenzung, der Berge, Seen und Flüsse, sondern auch Wirtschaftsgeographie, Anthropogeographie und Tier- und Pflanzengeographie. Was machte nun Markwart damit? Er verlangte von uns die Hauptsachen der politischen Geographie. Dieses Maschenwerk füllte er, wenn der Ausdruck zulässig ist, mit einer Kulturgeographie. Mit unsäglichlicher Mühe schaffte er Anschauungsmaterial herbei, Photographien von Landschaften, Städten, Kunstwerken usw., und so vermittelte er das Interesse an Kunst und Poesie fremder entlegener Rassen, schenkte uns Erinnerungsbilder, die erst nach Jahren weiter wirkten, wenn man der Beziehungen der Kunstfertigkeit der Ostasiaten zu den sie umgebenden Tier- und Pflanzenformen gewahr wurde. — Der Unterricht rückte rasch voran. Die Geographie Europas wurde ausführlicher behandelt und innerhalb derselben wieder besonders bedeutame Stätten der Kultur, also vor allem Italien,

auch London, Paris. Ich erinnere mich nicht, daß uns Markwart sagte, wie groß die Bevölkerung von London und Paris gewesen sei, wohl aber erfuhren wir von den Herrlichkeiten der Notre Dame in Paris, der französischen Gothik, von der Pracht des Straßburger Münsters, von den Kunstschätzen, welche die Franzosen aus aller Welt im Louvre, die Engländer im britischen Museum zusammengebracht haben. Der Geographie-Unterricht kulminierte in der Schilderung Italiens. Die Grenzen des Landes wurden aufgesucht, die Lage der durch alle Zeiten leuchtenden Kulturstätten, und dann setzte deren lokale Geographie ein. Wir wußten auf dem Markusplatz ganz gut Bescheid, kannten den Weg von den Uffizien zum Palazzo Pitti, und Markwart verstand diese Heimatkunde des Kulturmenschen so intensiv unserm Gedächtnis einzuprägen, daß mancher bei seiner ersten Reise — Italienreisen wurden unsere Sehnsucht — sich in Florenz oder Rom ganz leidlich zurecht fand. Der Unterricht wurde belebt durch Vorzeigen von Photographien, hie und da wurden Extrastunden dafür angesetzt; da war es ein Schwelgen, und Markus genoß recht mit. Ob heute noch solcher Geographie-Unterricht erteilt wird? Ich weiß es nicht, ich bin aber glücklich, ihn erlebt zu haben. Brauche ich heute geographische Daten, z. B. wirtschaftsgeographische oder klimatologische Fragen oder anderes, so steht mir das Konversationslexikon oder Rahels schönes Buch „Die Erde und das Leben“ zur Verfügung.

Eine besondere Freude war es Markwart, uns zu beraten, wenn wir uns anschieden, nach Italien zu reisen.

Späterhin konzentrierte Markwart seine ganze Arbeitskraft auf den Geschichtsunterricht. Dieser wurde zur eigentlichen Lebensarbeit des heimgegangenen Freundes. Es ist keine Kleinigkeit, auf allen Stufen einer Schule von sechs und einem halben Jahreskurs Unterricht zu erteilen, das verlangte den ganzen Mann. Seine Methode war kein Memorieren eines ein für allemal eingepprägten Stoffes, es war kein Vorlesen: frei vortragend, dabei im Zimmer herumwandelnd, ließ er die vergangenen Zeiten auferstehen; die Zeiten, nicht die Kriegszüge, Schlachten, Stammbäume; wesentlich war ihm die Verlebendigung des Kulturlebens. Der ganze Apparat mußte mitwirken: Kunst und Literatur. Er las aus den alten Historikern und Dichtern vor, las aus neuern Werken, zeigte aus dem Schatze seiner Photographien: es weitete sich der Geschichtsunterricht zum Unterricht in Kultur- und Kunstgeschichte. Da wurde Mark-

wart selbst zum Künstler. Unvergeßlich bleibt mir, um nur einiges zu nennen, die Darstellung des römischen Rechtes im Verlaufe des Emanzipationskampfes der Plebejer, der Gracchenrevolution, wobei sorgfältig die wirtschaftlichen Verhältnisse, die zur Katastrophe führen mußten, herausgearbeitet wurden, die Darstellung des perikleischen Zeitalters und manches andere. Wie er uns bei der Geographie Italiens und in der Geschichte der Renaissance Jakob Burckhardts bekannt machte, so nunmehr mit Mommsens römischer Geschichte, Burckhardts Konstantinbuch, später mit Hages Kirchengeschichte und manchem andern herrlichen Werk. Er las besonders wichtige Stellen daraus vor. Es wäre aber unrichtig anzunehmen, daß bei so reicher Verwendung der Literatur man mit einer Komplikation traktiert worden wäre. Markwart benutzte die Literatur in gleicher Weise wie die Photographien; er pflegte zu sagen, Kunstwerke historischer Darstellung müsse der Schüler kennen lernen, es würde so auch sein literarisches Urteil angeregt. Das Was und Wie des Unterrichts aber war Markwarts eigene Arbeit. Daß eine freie, unabhängig denkende, reich begabte Persönlichkeit eigene Wege ging, oft von der üblichen Schätzung abwich, versteht sich. Er machte kein Hehl daraus, daß ihm Cicero der Abgott der Philologen, widerwärtig war. Wenn er aber von den Gracchen sprach, da leuchteten seine Augen, es hob sich seine Stimme, hier kam der Bekenner zur Demokratie, zur Sozialpolitik großen Stils zum Worte. Scharf nahm er zu Personen und Zeiten Stellung; sorgte mit Anerkennung und Tadel nicht — ein Ethisches wirkt sich in der Weltgeschichte aus. Und damit kommen wir zur Geschichtsauffassung unseres Freundes. Es ist für den Nichtfachmann schwierig, darüber zu schreiben. Markwart gab auch hier Wesentliches und so soll mitgeteilt werden, was nach so vielen Jahren im Gedächtnis geblieben ist und bestimmend auf eigenes Denken und Bilden einer eigenen Weltanschauung einwirkte.

Die Weltgeschichte war ihm nicht eine Entwicklung des Menschengeschlechtes seit Urzeiten bis heute und in alle Ewigkeit, wobei dann jede Epoche das Recht hat, sich als Bollendung der bisherigen Entwicklung einzuschätzen und mit Stolz daraufhinzuweisen, wie weit man's gebracht habe. Die Entwicklungspsychose des vorigen Jahrhunderts mochte er nicht mitmachen. Die Geschichte war ihm die Aeußerung des wandelbaren Geistigen. Burckhardt umschreibt das in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ folgendermaßen: „Da das

Geistige wie das Materielle wandelbar ist und der Wechsel der Zeiten die Formen, welche das Gewand des äußern wie des geistigen Lebens bilden, unaufhörlich mit sich rafft, ist das Thema der Geschichte überhaupt, daß sie die zwei in sich identischen Grundrichtungen zeige und davon ausgehe, wie erstlich alles Geistige, auf welchem Gebiete es auch wahrgenommen werde, eine geschichtliche Seite habe, an welcher es als Wandlung, als Bedingtes, als vorübergehendes Moment erscheint, das in ein großes, für uns unermessliches Ganzes aufgenommen ist und wie zweitens alles Geschehen eine geistige Seite habe, von welcher aus es an der Unvergänglichkeit teilnimmt. Denn der Geist hat Wandelbarkeit, aber nicht Vergänglichkeit.“ Und wie bei Burckhardt war es ihm ein Bedürfnis, dieses „Kontinuum des Geistigen“ aufzuweisen. Diese Auffassung der Geschichte machte aber Markwart zum Kulturhistoriker, und bringt ihn über Burckhardt hinaus in Beziehung mit Wilhelm von Humboldt.

Ein anderes Moment darf heute — der Weltkrieg hat Markwarts Schülern diese Reminiscenz wohl mehr wie einmal deutlich werden lassen — nicht unerwähnt bleiben: Markwarts Stellung zur Frage der Macht als historisch wirksamer Faktor. Es ist bekannt, Burckhardt betrachtete die Macht als das Böse an sich, und als ihr Widerspiel die Freiheit. Macht und Gewalt auf der einen Seite, auf der andern Freiheit, respektive das Streben danach, ergab die Standpunkte, historische Katastrophen großen Stils zu erfassen, führte dazu, die moderne Arbeiterbewegung zu werten, den Kampf der Klassen, damit auch die kulturelle Bedingtheit dieses Kampfes, der aus einem Kampf um die Freiheit in einen Kampf um die Macht ausartet.

Bei einem Historiker ist nicht zu übersehen, die Stellung zur Religion, zur Kirche. Das ist ein Gebiet, auf dem Markwart oft mißverstanden wurde; man begreift das schwer. Gewiß war er kein Kirchengläubiger im landläufigen Sinne. Er ließ die Leute gewähren, achtete ehrliche Ueberzeugung, lehnte schroff, voll Ironie und Hohn ab, was ihm als Gerede erschien; Weltanschauung und Religion war ihm etwas, was nur gelebt von Wert war. Wie hätte der Kulturhistoriker anders können. Er schätzte hoch die Stoiker als Befreier von den Außerselbstlichkeiten des Daseins; er verehrte in Papst Julius II. den Förderer der Künste, und in seinem Arbeitszimmer hing eine Reproduktion des gewaltigen Porträts, das Raffael von dem Kirchenfürsten geschaffen hatte. Warm wurde er, wenn er von dem Heiligen

von Assisi sprach; zu ihm führten ihn manche eigene Charakterzüge. Die politischen Aspirationen jeglicher Kirche, seien sie römisch oder calvinistisch oder zwinglianisch gewesen, lehnte er ab; es war das ein Kapitel, wo er heftig werden konnte und keinen Widerspruch ertrug. — Allerdings wäre ihm das päpstliche Rom lieber gewesen als die durch das Haus Savoyen modernisierte Stadt. Er konnte es dem Königreich Italien nicht verzeihen, daß es sozialpolitisch so wenig leistete. Im Unterricht pflegte er darauf hinzuweisen, wenn man nach Italien reise, solle man stets ein Pöflein im Budget haben zur Verteilung an die Armen, für die der Bettel vielfach die einzige Möglichkeit sei, das Notdürftigste zum Leben zu erhalten. Besonders eindrücklich steht mir eine Stunde in Erinnerung, wo er die erbärmliche Lage der niedern Bevölkerung in der Gegend von Fiesole schilderte.

Man mag einwenden, daß der Unterricht, so wie ihn Markwart erteilte, zu hoch gehalten sei. Markwart sagte sich, ganz wie es Moß auch tat, man muß immer die Leute als etwas älter wie sie wirklich sind, behandeln, das freut sie und veranlaßt sie zu intensiver Arbeit. Und da hatte er recht. Es war ein fröhliches Arbeiten bei Markwart und Moß; man gab sich Mühe, man spürte, es verlohnte sich, mitzukommen. Auch die Literaturhinweise sind Anlaß geworden, erst recht zu arbeiten und sie gaben für das Leben wertvolle Anregung.

Markwart stand auf dem heute als unmodern geltenden Standpunkt, das Gymnasium sei eine Bildungsanstalt und als solche müsse es ein humanistisches bleiben. Mit den Realgymnasien hat er sich nie recht befreunden können; er fürchtete, sie möchten sich zu Pflanzstätten einer weitern Materialisierung des Lebens auswachsen; er sah die herrlichen Kulturgüter von Homer und Herodot bis zu Burckhardt und Gottfried Keller in Gefahr, ob physikalischen und chemischen Experimenten, zoologischen und botanischen Präparaten vergessen zu werden. Er fürchtete, es möchte der Beginn der Berufsbildung schon in die Gymnasialzeit verlegt werden; er gedachte dankbar der Wirksamkeit des frühern Rektors Boshart, der für die Eigenart des humanistischen Gymnasiums Verständnis bewies bei der Neugestaltung der Zürcher Kantonsschule. Für Markwart gehört aber zum Gymnasium bis zuletzt der Unterricht in Latein und Griechisch und er riet, wo er irgendwie glaubte, es möchten die geistigen Kräfte genügen, sich in der Griechischklasse einschreiben zu lassen, und darin bis zur Maturität zu bleiben; er ließ sich die Zeit nicht reuen,

die Eltern seiner Schüler zu besuchen, um sie zu gewinnen, den Sohn Griechisch nehmen zu lassen. — Für Markwart war eben das Gymnasium das Institut, das den künftigen akademischen Bürgern möglichst viele Anregungen gibt zu einer umfassenden Bildung und dadurch beiträgt, bestimmte Begabungen zu wecken und zur Entwicklung zu bringen, sie vor dem Verkümmern zu bewahren. Gerne hätte er es gesehen, wenn man auch die Techniker in einem humanistischen Gymnasium sich die Vorbildung holen ließe.

Von Markwart als Lehrer kann nicht gesprochen werden, ohne seiner Reisen und seiner Photographien zu gedenken. Seine Reisen nach Italien und Paris waren ihm nicht nur Erquickung von anstrengender Arbeit, sie boten ihm immer wieder neue Anregung und nie kehrte er ohne neue Photographien zurück. Er brachte im Laufe der Jahre eine sehr große Sammlung zusammen; sie hat Hunderten von jungen Leuten erstmals die Wunder der Kunst zugänglich gemacht und die Sehnsucht geweckt nach dem stillen Reiche ewiger Schönheit.

Einmal machte er eine Nordlandreise; er habe sich nie heimisch gefühlt dort oben und wieder hingezogen hat es ihn nicht; seine Liebe blieb Italien, das er gerne im Sommer besuchte, wo erst die volle Pracht des Südens sich entfaltet. In den spätern Jahren besuchte er wegen seiner Krankheit Nauheim und Baden im Margau, machte Ferienaufenthalte mit seiner gebrechlichen Mutter; Italien, das Land seiner Sehnsucht, hat er nicht mehr gesehen.

Markwart pflegte seine Reisen gelegentlich in Begleitung von Freunden zu unternehmen; oft reiste er aber auch allein und überließ es dem Zufall, Gesellschaft zu finden, manche köstliche Erinnerung brachte er von solchen Zusammenkünften mit. Oft suchte er sich unter der herumlungernenden italienischen Jugend einen Begleiter, dem er einige vergnügte Tage machte und von dem er vieles hörte über das Denken und Empfinden des niedern Volkes.

Mit ganzen Scharen aber reiste Markwart, wenn er mit seinen Schülern die beliebten kunstgeschichtlichen Exkursionen nach den Klöstern Muri und Wettingen ausführte. Es waren genußreiche Fahrten, und sie lehrten einen die Kunst des Reisens. Reisen muß auch gelernt sein, das Sichvorbereiten dazu und das Verwenden des Gelernten an Ort und Stelle, dann würde man bleibenden Gewinn aus der Reise ziehen.

Seinen Bestrebungen, den zürcherischen Gymnasiasten die Kunst zu erschließen, hat er ein Denkmal gesetzt in den zahlreichen Bildern, mit denen er die Schulfäle und die Korridore des renovierten Schulgebäudes schmücken durfte; sie werden noch lange von Markus zeugen.

VI.

Markwart liebte die Musik; meines Wissens hat er kein Instrument gespielt, war auch kein Sänger, aber Musik erfreute ihn immer wieder. Auch hier hatte er seinen Geschmack. Wagner'sche Musik konnte er nicht ausstehen; er liebte Mozart, Verdi, Bizets Carmen stand ihm sehr hoch. Der Melodienreichtum, die graziöse Stimmführung der genannten Komponisten hatte es ihm angetan, und zwar deswegen, weil er in dieser Musik nicht nur deren eigenen Wert genoß, sondern von fern her die Weisen der Leute von Fiesole hörte, den Gesang der Fischer im Hafen von Neapel. Wir kommen so auf einen hübschen Zug in der Art unseres Freundes. Die wunderhübschen Volksweisen, die wir in frühern Jahren durch wandernde Truppen aus Italien auch bei uns kennen lernen konnten, erquickten ihn nicht nur als Reminiscenz an schöne Wandertage, sondern es war ihm eine Offenbarung des künstlerischen Reichthums der Volksseele, der sich da zeige. Um diese fahrenden Leute schwebt ein etwas, das man empfinden muß; treffende Worte lassen einem im Stich; eine Rührung ergreift einen bei solcher Musik so elementar, wie es im Konzertsaal selten geschieht.

VII.

In den letzten zehn Jahren mehrten sich die Zeichen von Krankheiten: Kurzatmigkeit, Herzbeschwerden plagten Markwart, aber der Frohsinn blieb, das alte prächtige Temperament, die lebendige Teilnahme an allem Schönen, Guten und Wahren. Der Tod der Mutter brachte eine traurige Zeit; er erholte sich in der Freundschaft mit ausgezeichneten Männern und Frauen, die dem Vereinsamten das Leben verschönerten. In diesen letzten Jahren ward ihm der Auftrag, die Burckhardt-Biographie zu schreiben, sein Glück und seine Sorge bis zuletzt. Als die Mutter gestorben war, als die verheerenden Wirkungen der Krankheit die Arbeitsfähigkeit auf kurze Stunden schließlich einengten, da hat er verzweifelt gekämpft, das Werk noch zu schaffen und dann vom Schauplatz abzutreten; das Schicksal hat es anders gefügt.

VIII.

So ist Markwart dahingegangen. Die Todesnachricht kam uns überraschend. Sein Andenken bleibt in uns lebendig, so lange wir selbst atmen; wir wollen es hüten und den Geist, den er pflegte und der in unsere Hut überging, den wollen wir denen nach uns übergeben; das sei sein Denkmal, in Liebe und Treue errichtet und gehütet.

M—r.
